

*Holger Runow*

## „Tausendsassa“ und „Hexenmeister“

Karl Bartsch als Editor von prekär und  
nicht überlieferten Texten

### 1. Ein Leben für die Philologie

Wer sich mit mittelalterlicher deutscher Literatur befasst, wird eher früher als später und dann immer wieder auf den Namen Karl Bartsch stoßen. Und wer sich etwas näher mit Karl Bartsch beschäftigt, merkt bald, dass man es bei ihm mit einem der produktivsten Philologen des 19. Jahrhunderts zu tun hat, der nicht nur, aber insbesondere auch als Editor einer Vielzahl von Texten aus dem deutschen Mittelalter in Erscheinung getreten ist und einen bleibenden Eindruck auf die germanistische Mediävistik – und zudem auch über die engen Fachgrenzen hinaus – hinterlassen hat. Die Anzahl der von ihm veranstalteten Ausgaben und der damit verbundenen philologischen Untersuchungen ist schlicht stupend, mehrere davon sind bis heute nicht ersetzt und werden in Nach- und Neudrucken bzw. in aktualisierter oder neubearbeiteter Auflage auf der Grundlage seiner Arbeiten weiterhin benutzt. Als prominente Beispiele können hier etwa die Heldenepen *Nibelungenlied* und *Kudrun* genannt werden,<sup>1</sup> aber auch z. B. Konrads von Würzburg Roman *Partonopier und Meliur*,<sup>2</sup> um den es im Folgenden ein wenig ausführlicher gehen wird.

<sup>1</sup> Vgl. die jeweils jüngsten Ausgaben: Das Nibelungenlied. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch. Nach dem Text von Karl Bartsch und Helmut de Boor ins Neuhochdeutsche übersetzt und kommentiert von Siegfried Grosse. Durchgesehene und verbesserte Auflage. Stuttgart 2007 (Reclams Universalbibliothek. 644); Kudrun. Nach der Ausgabe von Karl Bartsch hrsg. von Karl Stackmann. Tübingen 2000 (Altdeutsche Textbibliothek. 115).

<sup>2</sup> Konrads von Würzburg Partonopier und Meliur – Turnier von Nantheiz – Sant Nicolaus – Lieder und Sprüche. Aus dem Nachlasse von Franz Pfeiffer und Franz Roth hrsg. von Karl Bartsch. Wien 1871; vgl. auch den Neudruck: Konrads von Würzburg Partonopier und Meliur. Aus dem Nachlasse von Franz Pfeiffer und Franz Roth hrsg. von Karl Bartsch. Mit einem Nachwort von Rainer Gruenter in Verbindung mit Bruno Jöhnk, Raimund Kemper, Hans-Christian Wunderlich. Berlin 1970.

Um einen ersten Eindruck von der schieren Fülle seiner editorischen Arbeit zu geben, seien vorab die von Bartsch herausgebrachten germanistisch-mediävistischen Editionen einmal aufgelistet. Die Aufstellung erfolgt chronologisch nach dem (ersten) Erscheinen. Bei mehreren Auflagen zu Lebzeiten ist die jeweils letzte mit entsprechender Indexzahl angegeben. Die Liste vermerkt nur Kurztitel, einen vollständigen bibliographischen Nachweis hat Gustav Ehrismann zusammengestellt.<sup>3</sup>

Der Stricker: Karl der Große (1857) – Die Erlösung mit einer Auswahl geistlicher Dichtungen (1858) – Berthold von Holle (1858) – Mitteldeutsche Gedichte (1860) – Albrecht von Halberstadt und Ovid im Mittelalter (1861) – Pleier: Meleranz (1861) – Meisterlieder der Kolmarer Handschrift (1862) – Deutsche Liederdichter des XII.–XIV. Jahrhunderts (1864; <sup>2</sup>1879) – Kudrun (1865; <sup>4</sup>1880) – Das Nibelungenlied (1866; <sup>5</sup>1879) – Herzog Ernst (1869) – Der Nibelunge Nôt mit den Abweichungen von der Nibelunge Liet, den Lesarten sämmtlicher Handschriften und einem Wörterbuch (1870/1876/1880) – Wolfram von Eschenbach: Parzival und Titurel (1870–71; <sup>2</sup>1875–77) – Reinfried von Braunschweig (1871) – Konrad von Würzburg: Partonopier und Meliur. Turnier von Nantheiz. Sant Nicolaus. Lieder und Sprüche (1871) – Das Rolandslied (1874) – Nibelungenlied. Schulausgabe mit einem Wörterbuche (1874; <sup>2</sup>1880) – Kudrun. Schulausgabe mit einem Wörterbuche (1875) – Walther von der Vogelweide. Schulausgabe mit einem Wörterbuche (1875, <sup>2</sup>1885) – Diu Klage mit den Lesarten sämmtlicher Handschriften (1875) – Berthold von Holle: Demantin (1875) – Hugo von Montfort (1879) – Die Schweizer Minnesänger. Mit Einleitung und Anmerkungen (1886)

Wenigstens einige der Titel weisen auch explizit darauf hin, dass Bartsch nie einen Text oder eine Textsammlung ohne reichhaltiges philologisches und literarhistorisches Beiwerk herausgegeben hat. Seine oft sehr umfangreichen Einleitungen bieten in ausführlicher Darstellung den aktuellen Stand der Forschung zum jeweiligen Gegenstand. Vielfach konnte er dazu nicht einmal auf eine breitere frühere Forschung zurückgreifen, sondern er leistet umfassende Grundlagenforschung von oft langanhaltender Wirkung. Als einschlägige Beispiele dafür wären etwa der breite Kommentar in der *Parzival-* und *Titurel*-Ausgabe<sup>4</sup> oder die Einleitung zur Auswahlausgabe der Meisterlieder aus der Kolmarer Handschrift<sup>5</sup> zu nennen, in welcher großflächig ein bis dahin noch wenig erschlossenes Überlieferungsfeld systematisch aufgearbeitet wird; insbesondere aber auch die Einleitung zur Ausgabe der *Metamorphosen* Albrechts von Halber-

<sup>3</sup> Gustav Ehrismann: Verzeichniss der selbständig erschienenen germanistischen Schriften Karl Bartschs. In: Germania 33, 1888, S. 94–97. Hier sind nicht weniger als 46 Titel verzeichnet.

<sup>4</sup> Wolfram von Eschenbach: Parzival und Titurel. Hrsg. von Karl Bartsch. 4. Auflage bearbeitet von Marta Marti. 3 Teile. Leipzig 1927–1929/1932 (Deutsche Klassiker des Mittelalters. 9–11).

<sup>5</sup> Meisterlieder der Kolmarer Handschrift. Hrsg. von Karl Bartsch. Stuttgart 1862 (Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart. 68), Nachdruck Hildesheim, Zürich, New York 1998.

stadt,<sup>6</sup> die mit ihrer kenntnisreichen Darstellung zu „Ovid im Mittelalter“ auf der Grundlage einer beeindruckenden Materialsammlung bis heute uneingeholt ist. Auch auf diese Edition, die als Bartschs prekärstes – und aus modernerer Sicht jedenfalls gescheitertes – Unternehmen zu gelten hat, ist weiter unten noch einmal zurückzukommen.

Das allein dürfte, so möchte man meinen, genügen, um ein fleißiges Forscherleben auszufüllen. Doch weit gefehlt: Hinzu kommen mehrere große Untersuchungen, welche durchaus die ganze Breite des Faches abdecken, von der ungedruckten Dissertation über die Metrik bei Otfrid von Weißenburg über Monographien zum *Karlmeinet*<sup>7</sup> und natürlich zum *Nibelungenlied*<sup>8</sup> (Bartsch spielte bekanntermaßen eine maßgebliche Rolle im so genannten ‚*Nibelungenstreit*‘, auf den hier nicht einzugehen ist<sup>9</sup>), aber etwa auch ein Buch zu den lateinischen Sequenzen.<sup>10</sup> Zu nennen sind unter anderem große Fleißarbeiten wie der fehlende Apparatband zu Adelbert von Kellers<sup>11</sup> Ausgabe des *Trojanischen Krieges* von Konrad von Würzburg,<sup>12</sup> aber auch die Überarbeitungen der großen Literaturgeschichten von Gervinus und Koberstein<sup>13</sup> oder die bis heute immer wieder nachgedruckte gereimte Versübersetzung des *Nibelungenlieds*<sup>14</sup> und nicht zuletzt der Katalog der altdeutschen Handschriften der Universitätsbibliothek Heidelberg.<sup>15</sup> Eine vollständige Auflistung aller Monographien und Herausgeberschaften ist hier nicht möglich,<sup>16</sup> geschweige denn eine Aufstellung der unzähligen Zeitschriftenbeiträge, die Bartsch verfasst hat, insbesondere für die von Franz Pfeiffer 1856 begründete *Germania*, deren Herausgabe Bartsch nach dessen Tod 1868 übernahm.

<sup>6</sup> Karl Bartsch: Albrecht von Halberstadt und Ovid im deutschen Mittelalter. Quedlinburg, Leipzig 1861 (Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur. 38), Nachdruck Amsterdam 1965.

<sup>7</sup> Karl Bartsch: Über Karlmeinet. Ein Beitrag zur Karlssage. Nürnberg 1861.

<sup>8</sup> Karl Bartsch: Untersuchungen über das Nibelungenlied. Wien 1865.

<sup>9</sup> Vgl. zum fachgeschichtlichen und -soziologischen Überblick Rainer Kolk: Berlin oder Leipzig? Eine Studie zur sozialen Organisation der Germanistik im „*Nibelungenstreit*“. Tübingen 1990 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur. 30).

<sup>10</sup> Die lateinischen Sequenzen des Mittelalters im musikalischer und rhythmischer Beziehung dargestellt von Karl Bartsch. Rostock 1868.

<sup>11</sup> Der trojanische Krieg von Konrad von Würzburg. Nach den Vorarbeiten K. Frommanns und F. Roths zum ersten Mal hrsg. durch Adelbert von Keller. Stuttgart 1858 (Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart. 44).

<sup>12</sup> Karl Bartsch: Anmerkungen zu Konrads Trojanerkrieg. Tübingen 1877 (Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart. 133).

<sup>13</sup> Georg Gottfried Gervinus: Geschichte der deutschen Dichtung. 5., völlig umgearbeitete Auflage. Hrsg. von Karl Bartsch. 5 Bde. (in 8). Leipzig 1871–1874; August Kobersteins Geschichte der deutschen Nationalliteratur bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. 5., umgearbeitete Auflage von Karl Bartsch. 5 Bde. Leipzig 1872–1873 (Band I in 6. Auflage 1884).

<sup>14</sup> Das Nibelungenlied. Übersetzt von Karl Bartsch. Leipzig 1867 (2. Auflage 1880).

<sup>15</sup> Die altdutschen Handschriften der Universitäts-Bibliothek in Heidelberg. Verzeichnet und beschrieben von Karl Bartsch. Heidelberg 1887 (Katalog der Handschriften der Universitäts-Bibliothek in Heidelberg. 1).

<sup>16</sup> Vgl. die Übersicht bei Ehrismann 1888 (Anm. 3).

Was hier gar nicht berücksichtigt werden kann, zumindest aber Erwähnung verdient, ist, dass Bartsch nicht nur in der (Alt-)Germanistik Wesentliches geleistet hat, sondern auch in der Romanistik. Germanist\*innen verbinden seinen Namen noch mit dem denkwürdigen Fall der *Aissi-Kanzone*, die er entdeckt (oder vielleicht erfunden?) und als Vorlage für Heinrichs von Morungen sogenanntes *Narzisslied* (MF 145,1) ausgemacht hat.<sup>17</sup> Seine Versübersetzung von Dantes *Göttlicher Komödie* wird auch heute noch gelesen.<sup>18</sup> – Und noch neben all dem äußert sich Bartschs enormer Schaffensdrang darin, dass er auch eigene Gedichte verfasste.<sup>19</sup> Alles in allem gehört Karl Bartsch zu den wohl interessantesten Gelehrtenpersönlichkeiten des 19. Jahrhunderts, die einmal eine umfassende biblio-biographische Aufarbeitung verdient hätte.<sup>20</sup> Hier hingegen können nur einige Schlaglichter gesetzt werden. Vorweg ein paar Notizen zu seinem akademischen Werdegang, der auch im Hinblick auf die Gelehrtennetzwerke seiner Zeit und damit im Zusammenhang mit weiteren in diesem Band behandelten Philologen von Interesse ist.<sup>21</sup>

Karl Friedrich Adolf Konrad Bartsch, am 25. Februar 1832 als Sohn eines Steuerbeamten im niederschlesischen Sprottau, dem heute polnischen Szprotawa, geboren, wuchs dort als eines unter sieben Kindern auf. Sein Abitur machte er 1849 in Breslau und studierte dann ebendort zunächst bei Karl Weinhold.<sup>22</sup> Als dieser 1850 nach Krakau ging, wollte Bartsch seine Studien bei Lachmann fortsetzen, doch der war, als der junge Student im Frühjahr 1851 nach Berlin

<sup>17</sup> Vgl. Stephanie Seidl: Ein „kreatives Verbrechen“? Karl Bartsch, die *Aissi-Kanzone* und das *Narzisslied*. In: Das *Narzisslied* Heinrichs von Morungen. Zur mittelalterlichen Liebeslyrik und ihrer philologischen Erschließung. Hrsg. von Manfred Kern, Cyril Edwards und Christoph Huber unter Mitarbeit von Elisabeth Skardarasy und Barbara Strübler. Heidelberg 2015, S. 191–208.

<sup>18</sup> Vgl. die 2010 im Marix Verlag erschienene großformatige und reich illustrierte Ausgabe: Dante Alighieri: Die göttliche Komödie. In der Übersetzung von Karl Bartsch. Neu gesetzte, korrigierte und überarbeitete Ausgabe, behutsam revidiert nach der Ausgabe F. E. W. Vogel, Leipzig 1877. Mit Illustrationen von Sandro Botticelli. Wiesbaden 2010.

<sup>19</sup> Wanderung und Heimkehr. Gedichte von Karl Bartsch. Leipzig 1874. – Die enorme Produktivität wurde auch schon von seinen Zeitgenossen mit Bewunderung wahrgenommen, namentlich in den Briefen seines Freundes Franz Pfeiffer. Vgl. Franz Pfeiffer/Karl Bartsch: Briefwechsel. Mit unveröffentlichten Briefen der Brüder Grimm und weiteren Dokumenten zur Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Hrsg. von Hans-Joachim Koppitz. Köln 1969, hier z. B. S. 128 (Nr. 85 vom 27.12.1862): „Dein Fleiß und Deine Arbeitskraft sind wirklich staunenerregend: darin that es Dir kein zweiter gleich“ oder S. 132 (Nr. 87 vom 24.2.1863): „Du bist ein Tausendsassa, und in allen Sätteln gerecht!“ Ein anderes Mal betitelt er ihn als „Hexenmeister Bartsch“ (ebd., S. 148, Nr. 100 vom 7.12.1863).

<sup>20</sup> Das einst von Lydia Jones angekündigte Promotionsvorhaben zu Karl Bartsch als Editor mittelhochdeutscher Texte wurde leider aufgegeben.

<sup>21</sup> Zum Überblick vgl. Dieter Seitz: Karl Bartsch (1832–1888). In: Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts. Hrsg. von Christoph König, Hans-Harald Müller und Werner Röcke. Berlin, New York 2000, S. 47–52.

<sup>22</sup> Zu Weinhold vgl. den Beitrag von Judith Lange in diesem Band.

kam, kurz zuvor gestorben. Durch diese biographische Kontingenz wurde Bartsch kein ‚Lachmannianer‘ – jedenfalls nicht hinsichtlich seiner wissenschaftssoziologischen Zugehörigkeit; sehr wohl aber war und blieb er es zeitlebens im methodischen Denken.<sup>23</sup> Stattdessen hörte Bartsch (sporadisch) Vorlesungen bei Wilhelm Grimm, vor allem aber bei Hans Ferdinand Maßmann, der zuvor in München gewesen war, wo u. a. Franz Pfeiffer zu seinen Schülern gehört hatte, und der unter den Anhängern Lachmanns als verachtet galt.<sup>24</sup> Maßmann war es auch, der Bartsch seine erste Anstellung als Kustos am Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg vermittelte, die er 1855 antrat.

Ganz besonders hervorzuheben ist die Verbindung Bartschs zum 17 Jahre älteren Wiener Ordinarius Franz Pfeiffer,<sup>25</sup> die um dieselbe Zeit als regelmäßige, bald freundschaftliche Briefkorrespondenz begann und sich nach einer ersten leibhaften Begegnung 1860 in Basel zu einer engen persönlichen Freundschaft entwickelte. Pfeiffer aber stand in strikter Opposition zur Berliner Lachmann-Schule (v. a. Moriz Haupt, Karl Müllenhoff und dessen Schüler Wilhelm Scherer). Nachdem Bartsch in engem Kontakt zu ihm stand und zu den Hauptlieferanten für Pfeiffers *Germania* zählte, musste auch er als Lachmann-Gegner wahrgenommen werden, obwohl er, darin ein anderer Charakter als Pfeiffer, zumeist um mehr Nüchternheit in der Sache und auch um ausgleichende Positionen bemüht war. – 1858 wurde Bartsch auf eine ordentliche Professur für germanische und romanische Philologie nach Rostock berufen, wo er das *Deutsch-philologische Seminar* ins Leben rief, das erste seiner Art, dem bald weitere folgen sollten. 1871 folgte er einem Ruf nach Heidelberg und blieb dort bis zu seinem frühen Tod am 19. Februar 1888, nur wenige Tage vor seinem 56. Geburtstag.

## 2. Rekonstruktion: Konrads von Würzburg *Partonopier und Meliur*

Um einen Eindruck von Karl Bartschs editorischer Praxis und seinem philologischen Selbstverständnis zu gewinnen, lohnt sich ein exemplarischer Blick auf zwei Editionen, in denen der Herausgeber Bartsch auf jeweils besondere Überlieferungsbedingungen zu reagieren hatte: diejenige von Konrads von Würzburg *Partonopier und Meliur* (1871) sowie jene bereits zehn Jahre zuvor erschienene von Albrechts von Halberstadt Übersetzung der *Metamorphosen* Ovids.

<sup>23</sup> Vgl. Seitz 2000 (Anm. 21), S. 50: „Als Textkritiker bewegte Bartsch sich durchaus in den Bahnen der Lachmannschen Methode.“ – Reinhold Bechstein bezeichnet ihn in seinem Nachruf (*Germania* 33, 1888, S. 65–94, hier S. 76) mit versöhnlichen Tönen als Lachmannianer par excellence: „In Einzelheiten mag er von Lachmann abgewichen sein, aber in seinem Wesen als Herausgeber, im Princip und in der Technik ist er Lachmanns treuester Schüler und Nachfolger. Ich wüßte nach Haupt Keinen zu nennen, der auf den Namen eines Vollblut-Lachmannianers mehr Anspruch hätte als gerade Bartsch.“

<sup>24</sup> Zu Maßmann vgl. den Beitrag von Jürgen Wolf in diesem Band.

<sup>25</sup> Zu Pfeiffer vgl. den Beitrag von Freimut Löser in diesem Band.

Zunächst zu Konrads *Partonopier*. Den Text hatte Pfeiffer 1866 zwar nicht im eigentlichen Sinne ‚entdeckt‘, aber ihn doch zuerst als solchen aufgefunden,<sup>26</sup> und zwar in einer ehemals Riedegger Handschrift (heute: Berlin, SBB-PK, Mgf 1064), von der man schon seit 1829 bzw. 1838 Kenntnis haben konnte, deren Mitteilung an entlegenem Orte der Fachwelt indes entgangen war.<sup>27</sup> Von dem deutschen Gedicht über *Partonopier und Meliur* wusste man aber bereits aus zwei älteren Zürcher Fragmenten (Zürich, Zentralbibliothek, Ms. 184 Nr. XXVI und Nr. XXVII), die zuerst Bodmer 1743 abgedruckt hatte.<sup>28</sup> Auch dass der in diesen Fragmenten bezeugte Text von Konrad von Würzburg stammen musste, war aufgrund seiner stilistischen Eigenheiten schon mit Bestimmtheit von Jacob Grimm und Karl Lachmann sowie unabhängig davon nochmals von Wilhelm Wackernagel angenommen worden;<sup>29</sup> doch erst die Riedegger Handschrift, eine saubere, aber insgesamt recht sorglos angefertigte bairisch-tirolische Abschrift aus dem Jahr 1471, machte diese Annahme zur Gewissheit, denn Konrad nennt sich im Prolog selbst.<sup>30</sup>

Pfeiffer gab in seinem Aufsatz den Prolog in einem „buchstäblich genauen“ Abdruck, dem er einen ausdrücklich „vorläufigen Versuch einer kritischen Bearbeitung zur Seite“ stellte.<sup>31</sup> Seinen Plan, nach diesen Proben den gesamten Text herauszugeben, konnte er jedoch nicht mehr verwirklichen, auch wenn er anscheinend bereits recht weit fortgeschritten war.<sup>32</sup> Am 29. Mai 1868, im Jahr nach der Publikation seiner Entdeckung, starb Pfeiffer nach längerer Krankheit und hinterließ Bartsch neben vielem anderem auch den *Partonopier*. Bartsch hat

<sup>26</sup> Franz Pfeiffer: Über Konrad von Würzburg. In: Germania 12, 1867, S. 1–48.

<sup>27</sup> Vgl. Pfeiffer 1867 (Anm. 26), S. 2.

<sup>28</sup> Sammlung critischer, poetischer und anderer geistvoller Schriften zur Verbesserung des Urtheiles und des Witzes in den Werken der Wohlredenheit und der Poesie. Siebendes Stück. Hrsg. von Johann Jacob Bodmer. Zürich 1743, S. 36–46. Eine Ausgabe des altfranzösischen *Partonopeus de Blois* lag zudem seit 1834 vor (hrsg. von Georges Adrien Crapelet. 2 Bde. Paris 1834), die umfangreichen Fragmente einer niederländischen Bearbeitung seit 1847 (*Partonopeus* und *Melior*. Altfranzösisches Gedicht des dreizehnten Jahrhunderts. In mittelniederländischen und mittelhochdeutschen Bruchstücken nebst Auszügen des französischen Gedichts, geschichtlichen Nachweisungen und Wörterverzeichnissen. Hrsg. von H[ans] F[erdinand] Maßmann. Berlin 1847).

<sup>29</sup> Vgl. dazu zuletzt Holger Runow: Konrads von Würzburg „*Partonopier* und *Meliur*“. Prolegomena zu einer Neuausgabe. In: Lachmanns Erbe. Editionsmethoden in klassischer Philologie und germanistischer Mediävistik. Hrsg. von Anna Kathrin Bleuler und Oliver Primavesi. Berlin 2022 (Beihefte zur Zeitschrift für deutsche Philologie. 19), S. 363–398, hier S. 388f.

<sup>30</sup> Zur Überlieferung des *Partonopier* vgl. Runow 2022 (Anm. 29), S. 366–368.

<sup>31</sup> Pfeiffer 1867 (Anm. 26), S. 7.

<sup>32</sup> In einem Brief Anfang 1867 (s. o., Anm. 19, Nr. 152 vom 3.1.) schrieb er an Bartsch, er habe bereits 13000 der rund 22000 Verse des *Partonopier* bearbeitet; und nach dessen Auskunft (Bartsch 1871 [Anm. 2], S. III) war sogar noch im Februar 1867 ein erster Durchgang abgeschlossen. Seitdem gibt es, so weit ich sehe, keine weitere Notiz über den Text.

sich dessen Bearbeitung aus Pfeiffers Nachlass konsequent angeeignet,<sup>33</sup> die Ausgabe erschien schließlich 1871. Die Textherstellung liegt zunächst ganz auf der Linie Pfeiffers, ein Vergleich der Ausgabe mit den Textpassagen, die jener in seinem Aufsatz abgedruckt hatte,<sup>34</sup> zeigt kaum nennenswerte Unterschiede. Die Apparateinträge jenseits dieser Passagen, in denen der Herausgeber mit den Siglen „B“ und „Pf“ für Bartsch bzw. Pfeiffer die Urheber von Texteingriffen ausweist, zeigen dann aber ein deutliches Übergewicht von „B“ gegenüber „Pf“ an. Das wird man, auch im Sinne von Bartschs Vorbemerkung zum Text, so deuten müssen, dass Pfeiffers Bearbeitung noch nicht so weit gediehen war bzw. dass Bartsch in seiner Kritik des Textes denn doch öfters über ihn hinausgeht, was insbesondere die morphologische, metrische und syntaktische Anpassung des Textes an die vermutete Konrad'sche Diktion gegenüber der jüngeren, früh-neuhochdeutschen und zudem oftmals auch recht offensichtlich fehlerhaften Handschrift anbelangt.

Vor allem in einem wesentlichen Punkt geht Bartsch entschieden weiter als Pfeiffer, und dies scheint auch charakteristisch für seine Art der Philologie zu sein: In rund 180 Fällen fehlt in der Handschrift, jeweils ohne Lücke, ein Vers (nur selten auch erkennbar mehr), d. h. ein Reimpaar ist unvollständig, wodurch auch die Syntax und der Sinn des Textes sichtlich beeinträchtigt sind. Pfeiffer hatte an solchen Stellen die Lücke mit einem Asterisk markiert, und wie aus dem Apparat bei Bartsch zu ersehen ist, bot er auch in seinem Manuscript nur ganz selten Ergänzungsvorschläge. Bartsch hingegen war in dieser Hinsicht nicht zimplerlich, an fast allen Stellen hat er die fehlenden Verse ergänzt. Dabei konnte er freilich nicht auf irgendeine Form der Parallelüberlieferung zum weitgehend unikal bezeugten Text zurückgreifen, sondern allein auf seine sehr genaue Kenntnis des gesamten Œuvres von Konrad von Würzburg, dessen Diktion, Metrik und typische Reimbindungen er sich zunutze machte. Das heißt aber nichts anderes, als dass Bartsch Lücken in der Überlieferung schloss, indem er Fehlendes sozusagen ‚im Geiste Konrads‘ nachdichtete. Irgendwelches Aufheben wird darum nicht gemacht; dass er konjiziert, hat Bartsch zwar jeweils im Apparat vermerkt, im Text selbst aber sind, wie es in älteren Editionen üblich ist, jegliche Eingriffe nicht als solche sichtbar gemacht.

Im Vergleich mit anderen Philologen, vor allem aber mit Pfeiffer, zeigt sich hier schon ein wesentlicher Unterschied in der Arbeitsweise, die vielleicht auch in den unterschiedlichen Charakteren dieser beiden Philologen begründet liegen mag. Wie oben bereits knapp angedeutet, ist Bartsch zumeist der nüchtern-anpackende Geist gegenüber dem oft leidenschaftlich-impulsiven Pfeiffer, der an

<sup>33</sup> Bei allem Respekt vor Pfeiffers Leistung betont Bartsch im Vorwort seiner Ausgabe (Bartsch 1871 [Anm. 2], S. III), „dass [...] an eine Veröffentlichung ohne Weiteres nicht gedacht werden durfte, sondern dass dem Herausgeber eine vollständige kritische Durcharbeitung oblag.“

<sup>34</sup> Die bei Pfeiffer 1867 (Anm. 26) abgedruckten Textproben umfassen den Prolog, V. 1–235, sowie die Verse 2742–2751 und 7909–8292.

mancherlei Befindlichkeit und geradezu Verfolgungswahn gegenüber der Berliner Lachmann-Schule litt;<sup>35</sup> nüchterner zwar, aber zugleich kühner, tatkräftiger und risikobereiter. Für den *Partonopier* könnte man es, auf eine sehr überspitzte Formel gebracht, vielleicht so ausdrücken: Während Pfeiffer noch am defekten Text litt, hatte Bartsch ihn schon längst verbessert. Die mangelnde Qualität der Riedegger Handschrift hatte Pfeiffer mit harschen Worten abgeurteilt und ihrem Schreiber „grobe[ ] Nachlässigkeit und Unwissenheit“ attestiert: „Größerer Unsinn, und zwar an Stellen, die dem Verständnis nicht die geringste Schwierigkeit darbieten, ist niemals niedergeschrieben worden [...].“<sup>36</sup> Bemerkenswert und noch bis heute folgenreich für die Datierung des Textes auf das Jahr 1277, das sich in der Handschrift auf fol. 54<sup>v</sup> im rubrizierten *titulus* zum Text findet,<sup>37</sup> ist die Schlussfolgerung, die Pfeiffer aus diesem Befund zog. Dass der Schreiber Heinrich Wincklär, der sich im Kolophon (fol. 185<sup>r</sup>) immerhin einen *baccalarius artium* nennt, seine Vorlage vielfach nicht habe lesen können, erklärt er sich nämlich so:

Die Vorlage war also wohl von eigenthümlicher Beschaffenheit und kaum mit den kräftigen deutlichen Zügen der uns bekannten Reinschriften des 13. oder 14. Jhds., sondern ohne Zweifel mit feiner, schwer leserlicher Schrift geschrieben, mit einem Wort: es war das Autograph des Dichters selbst.<sup>38</sup>

Hier äußert sich also eine genieästhetische Vorstellung, nach der dem Dichter die Worte stürmisch aus dem Geiste zu Pergament geflogen sein müssen.<sup>39</sup> Bartsch

<sup>35</sup> So beginnt auch sein Konrad-Aufsatz mit einer Reihe von kleineren Spitzen gegen Lachmann und die Seinen. Einen lebendigen Eindruck von Pfeiffers Wesen vermitteln u. a. die Briefe (Anm. 19); vgl. daneben auch Walter Kofler: Das Ende einer wunderbaren Freundschaft. Der Briefwechsel Holtzmann – Pfeiffer – Zarncke – Bartsch. In: Zeitschrift für deutsches Altertum 127, 1998, S. 247–270.

<sup>36</sup> Pfeiffer 1867 (Anm. 26), S. 21; solches Urteil beschränkt sich bei ihm nicht auf diese spezielle Handschrift; vgl. ebd.: „An Handschriften aus dieser späten, aber auch noch aus früherer Zeit, worin uns alte Gedichte in verwahrloster, oft bis zur Sinnlosigkeit verderbter Gestalt überliefert werden, ist kein Mangel. Viele dieser Entstellungen beruhen natürlich auf der Fahrlässigkeit und dem Stumpfsinne der betreffenden Schreiber, aber eben so viele auch auf Missverständnissen und Willkür, die sich von Abschrift zu Abschrift fortpflanzen und vermehren.“

<sup>37</sup> *Hie hebt sich an ain hubſche / Abentewr von dem Edēlī Gra=ffēn vnd Ritter vnd Jungeling / Graffen Partonopier vnd / hat sich ergangen Als man / zalt nach christi vnfers lie=ben herren gepurje Taufent / zway hundert vnd darnach / In dem Si-benvndfibentzig / Jareñ [etc].*

<sup>38</sup> Pfeiffer 1867 (Anm. 26), S. 22.

<sup>39</sup> Das ist seinerseits ein genialischer Gedanke, der im Übrigen mit philologischen Argumenten schwerlich zu untermauern ist (zum Überlieferungsbefund und zur mutmaßlichen Beschaffenheit der Vorlage vgl. Runow 2022 [Anm. 29], bes. S. 373–375); ganz abgesehen davon, dass auch unklar bleibt, wie Pfeiffers Vorstellung zu vereinbaren wäre mit der Tatsache, dass es sich beim *Partonopier* gerade nicht um ein ‚genialisches‘ Originalstück, sondern um eine bearbeitende Übertragung einer altfranzösischen Vorlage handelt, zu deren Übersetzung Konrad sich nach eigener Auskunft im Prolog (V. 202–213) zudem Hilfe durch den Basler Patrizier Heinrich Marschant holen musste.

kommentiert das in seiner knappen Einleitung eher zurückhaltend und fast bei-läufig: „Pfeiffers Vermuthung“, heißt es bei ihm bloß, habe „sehr viel Ansprechendes“.<sup>40</sup> Statt aber über solches weiter zu spekulieren, so scheint es, krempelt Bartsch die Ärmel hoch und macht sich an die Edition.

Bartsch stellt selbstverständlich, wie bereits Pfeiffer, einen Text in mittel-hochdeutscher Lautgestalt her, zudem glättet er unbefangen metrisch, lexikalisch, stilistisch. Besonderes Augenmerk verdiensten seine Ergänzungen von Text-lücken, welche die Konjunkturalkritik ja in besonderer Weise herausfordern. Das sei an einigen eng zusammenhängenden Beispielen illustriert, wofür die Text-stellen jeweils in synoptischer Gegenüberstellung eines diplomatischen Ab-drucks der Handschrift mit dem Text von Bartschs Ausgabe dargeboten und knapp in ihrem unmittelbaren inhaltlichen Kontext besprochen werden. Für die in der Handschrift fehlenden Verse steht ein Asterisk als Platzhalter, Bartschs Ergänzungen sind durch Fettdruck kenntlich gemacht.

Das erste Beispiel bezieht sich auf eine der wenigen Stellen, an denen nicht nur ein, sondern offenbar zwei Verse ausgefallen sind, nämlich V. 1548f. (be-zogen auf Bartschs Verszählung). Hier bahnt sich die erste Liebesvereinigung zwischen Partonopier und Meliur an. Der jugendliche Protagonist ist, obwohl sie für ihn unsichtbar bleibt, überzeugt von der Tugend und Schönheit der (ver-meintlich) feenhaften Frau. Dasselbe gilt auch umgekehrt:

*Handschrift (fol. 63<sup>rb</sup>)*

Si weſt auch jn irīm mute	
Daz chain junckher macht geſein	
*	
*	
Dañ von dý mīne gab jm czwain	1550
Geleichñ ſin vñ ainen muet	
Sý wurdñ paide ſam ain gluet	
Vnd alz ain feures zund'r	
Enbrennet auff einander	

*Bartsch*

si weste och in ir muote,	
daz kein juncherre mohte sīn,	
<b>an dem got solher tugende fin</b>	
<b>und solher zühte wart enein.</b>	
dâ von diu minne gab in zwein	
gelfichen ſin und einen muot:	
si wurden beide ſam ein gluot	
und als ein viures zander	
erbrennet ūf ein ander.	

Dass hier etwas fehlt, ist offensichtlich; die Syntax ist deutlich gestört. Der Grund für den Ausfall ist auch gut auszumachen: Die frühneuhochdeutsche Di-phthongierung von mhd. *sīn* zu (*ge)sein* (V. 1547) begünstigt den Augensprung zum (dann jedenfalls) Reimwort *zwein* (V. 1550). So erklärt es auch Bartsch im Kommentar und füllt die Lücke. Zu seiner Ergänzung der beiden Verse bemerkt er dort, dass er sie „nach dem Zusammenhange mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit ergänzt habe“.<sup>41</sup> – Nun darf man hier den Ausdruck ‚ziemliche Wahrscheinlichkeit‘ keineswegs im heutigen Sinne verstehen als ‚recht hohe Wahrscheinlichkeit‘, sondern muss es im zeitgenössischen Wortsinne fassen als ‚geziemende, gebührende Wahrscheinlichkeit‘: Bartsch hält seine Ergänzung eben nicht für

<sup>40</sup> Bartsch 1871 (Anm. 2), S. VIII.

<sup>41</sup> Bartsch 1871 (Anm. 2), S. 406.

,wahrscheinlich richtig‘, sondern er hält es für wahrscheinlich, etwas Passendes ergänzt zu haben. Das ist ein nicht unerheblicher Unterschied, und tatsächlich wird man schwerlich dagegen argumentieren können, dass nach der einleitenden Konstruktion des Satzes, *daz kein juncherre mohte sîn*, sinngemäß kaum anderes anschließen kann als „[kein Jüngling.] der so gut gewesen wäre wie er“. Dem Kontext nach dürfte das zweifellos richtig sein, philologisch fraglich bleibt indes die präzise sprachliche Ausgestaltung einer solchen Aussage, wobei ihr durch Metrum und Reim immerhin enge Grenzen gesetzt sind.

Darin zeigt sich eine wesentliche und notwendige Differenzierung, was die Einschätzung von Bartschs editorischer Praxis anbelangt. Es ist eben nicht die überhebliche Sicherheit, sondern die mutige Entscheidung, mit welcher der Herausgeber doch keinen Anspruch auf letztgültige Wahrheit erhebt. Den heute viel geschmähten Rekonstruktionsoptimismus, die oft verpönte Konjunkturfreudigkeit des 19. Jahrhunderts, muss man in diesem Lichte betrachten, und zwar auch unabhängig von der jeweiligen editorischen „Schule“. Man vergleiche schon Moriz Haupts, des Lachmann-Schülers, Bemerkung in der Vorrede zu seiner *Erec*-Ausgabe von 1839 (die Textkritik des *Erec* wird ja auch heute wieder lebhaft diskutiert<sup>42</sup>):

Aus einer einzigen handschrift aus dem anfange des sechzehnten jahrhunderts, deren schreiber oft die redeweise seiner zeit eingemengt hat, wird niemand meinen ein mittelhochdeutsches gedicht dieses umfangs so wie es der dichter schrieb herstellen zu können; aber den versuch dem Erec zu erträglicher gestalt zu verhelfen durfte ich wagen.<sup>43</sup>

Das zweite Beispiel schließt unmittelbar an die soeben besprochene Stelle an. Auch in ihm dürfte der zu ergänzende Vers (V. 1568) auf recht fester Grundlage stehen. Partonopier entschließt sich zur Liebestat (vgl. V. 1562–65: *ich wil versuochen [...] ob mir an disem wibe / gelinge nâch dem willen mîn*):

<sup>42</sup> Hartmann von Aue: *Ereck*. Textgeschichtliche Ausgabe mit Abdruck sämtlicher Fragmente und der Bruchstücke des mitteldeutschen „Erek“. Hrsg. von Andreas Hammer, Victor Millet und Timo Reuvekamp-Felber unter Mitarbeit von Lydia Merten, Katharina Münstermann und Hannah Rieger. Berlin, Boston 2017; vgl. dazu die Rezensionen von Stephan Müller (*Arbitrium* 36, 2018, S. 302–311) und Sonja Glauch (*Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 141, 2019, S. 112–127); siehe auch Andreas Hammer: Hartmann von Aue oder Hans Ried? Zum Umgang mit der Text- und Stilkritik des „Ambraser Erec“. In: *Literarischer Stil. Mittelalterliche Literatur zwischen Konvention und Innovation*. Hrsg. von Elizabeth Andersen, Ricarda Bauschke-Hartung und Silvia Reuvekamp. Berlin, Boston 2014, S. 427–448; ders.: Der „Ereck“ im Kontext der Überlieferung und in den Händen Hans Rieds. In: Hartmann von Aue 1230–1517. Kulturgeschichtliche Perspektiven der handschriftlichen Überlieferung. Hrsg. von Margreth Egidi, Markus Greulich und Marie-Sophie Masse. Stuttgart 2020 (Zeitschrift für deutsches Altertum Beihefte. 34), S. 259–280.

<sup>43</sup> *Erec*. Eine Erzählung von Hartmann von Aue. Hrsg. von Moriz Haupt. Leipzig 1839, S. VIII.

*Handschrift, fol. 63<sup>va</sup>*

Sus graif er mit der hende sein  
An dý frawen mit gelüst  
\*  
Die sam ain apf̄l waz gedrat

1566

*Bartsch*

sus greif er mit der hende s̄in  
an die vrouwen mit gelust  
**unde ruorte ir süezen brust,**  
diu sam ein apfel was gedrāt

Die Ergänzung scheint Bartsch so selbstverständlich zu sein, dass er sie nicht einmal kommentiert hat. Die Reimergänzung *lust : brust* leuchtet unmittelbar ein,<sup>44</sup> insbesondere aber gehört der Vergleich von schönen weiblichen Brüsten mit runden Äpfeln zu Konrads von Würzburg wiederkehrendem Beschreibungs-inventar, und er findet sich sowohl in seinem *Engelhard*, hier bezogen auf die Protagonistin Engeltrut,<sup>45</sup> als auch im *Trojanerkrieg*, wo dieses Detail von Helenas Schönheit in Variation desselben Motivs beschrieben wird.<sup>46</sup> Die Wahrscheinlichkeit, *etwas* Richtiges getroffen zu haben, wenn auch vielleicht nicht *das* Richtigste, das einzig Echte, wird hier, zumindest bezogen auf das Reimwort und den Handlungsablauf, schon geradezu zur Gewissheit.

Ähnlich verhält es sich mit dem nächsten ausgefallenen Vers (V. 1576), der sich ebenfalls noch auf derselben Seite innerhalb der Handschrift wie auch der Edition, nur wenige Zeilen später, findet. Über den Griff an die Brust ist Meliur innerlich erfreut, nach außen aber gibt sie gegenüber Partonopier die Empörte und tut so,

*Handschrift, fol. 63<sup>va</sup>*

Sam [,als ob'] sy laides reiche  
Von direr sache ware  
\*  
An sy gerekkt het also

1574

*Bartsch*

sam si leides r̄iche  
von dirre sache wäre,  
**daz der knabe mære**  
an si gerecket hæte alsō.

Auch hier sind die Möglichkeiten der rekonstruierenden Textkritik auf eine ganz eindeutige Stoßrichtung einzuschränken: Im ausgefallenen Vers muss das Subjekt zu *het an si gerekkt* gestanden haben. Das kann in diesem Kontext ja nur Partonopier sein. Der Reim auf *wäre* erfordert ein irgendwie auf diesen bezogenes Lexem; das Attribut *mære* ‚herrlich‘ ist hier eine treffende Vermutung. Ob dieses in Kollokation mit *knabe*, *juncherre*, *jüngelinc* o. Ä. steht, spielt für die ‚ziemliche Wahrscheinlichkeit‘ im oben dargestellten Sinne keine entscheidende Rolle.<sup>47</sup>

<sup>44</sup> Eine Parallelstelle findet sich etwa in Konrads *Trojanerkrieg*; vgl. Konrad von Würzburg: *Trojanerkrieg* und die anonym überlieferte Fortsetzung. Kritische Ausgabe von Heinz Thoelen und Bianca Häberlein. Wiesbaden 2015, V. 14779f.

<sup>45</sup> Konrad von Würzburg: *Engelhard*. Hrsg. von Ingo Reiffenstein. 3., neubearbeitete Auflage der Ausgabe von Paul Gereke. Tübingen 1982, V. 3044–3047: *man sach ir senften brüsteln / an dem kleide reine / storzen harte kleine, / als ez zwēn epfel waren.*

<sup>46</sup> Konrad von Würzburg, *Trojanerkrieg* (Anm. 44), V. 20214–20219: [...] *ir brüste si-newel, / alsam zwei kügelln̄ gedrāt, / [...] als ob zwēn epfel wunneclich / ir waren dar gestecket.*

<sup>47</sup> Auf direkte Parallelstellen, wo im Text vom *knabe[n] mære* o. Ä. die Rede ist, kann sich Bartsch dabei nicht berufen (die einzige, die so scheinen mag, V. 1532, beruht ebenfalls

In dieser Weise könnte man Bartschs *Partonopier*-Text weiter durchgehen.<sup>48</sup> Aus heutiger neo- und postneophilologischer Perspektive mag man sich über die Kühnheit und vermeintliche Unbedarftheit der Konjekturen wundern. Und natürlich muss man sie auch kritisieren. Insbesondere sollte man ihre suggestive Kraft nicht unterschätzen: Es gelingt Bartsch sehr oft, Konjekturen zu finden, die man nur allzu leicht für ‚Konradisch‘ zu halten geneigt ist. Dabei ist nicht jeder Eingriff auch ein Glücksgrieff. Es sei nur daran erinnert,<sup>49</sup> wie er in einem grandiosen konjukturalen Fehlgriff das Wort *wongezimber* („Wohnzimmer“) in den Text gemogelt hat (V. 522), obwohl der Begriff kein mittelalterlicher ist, sondern erst im 17. Jahrhundert aufkommt. Auf der Grundlage von Bartschs Ausgabe hat das Lemma *wongezimber* es denn auch geschafft, in Matthias Lexers *Mittelhochdeutsches Handwörterbuch* aufgenommen zu werden, was natürlich nicht angeht.

Insofern sind Revisionen durchaus angebracht. Gleichwohl sollte man das kritische Bemühen Bartschs um den ursprünglichen Text als solches anerkennen. Er verfährt mit großer Ernsthaftigkeit und tiefer Überzeugung, vor allem aber auf der Grundlage breitestcr Belesenheit und mit einem unvergleichlichen Gespür für Sprache und Stil des jeweiligen Autors und Einzeltextes, das auf enorm fleißigen und materialreichen Studien beruht. Zudem hatte er beim *Partonopier* noch eine vergleichsweise sehr solide Grundlage. Denn obwohl die Riedegger Handschrift etliche Mängel bietet, kann man ihr doch im Wesentlichen allenfalls Sorglosigkeit oder unbekümmerte Fahrlässigkeit in der Textwiedergabe einer an sich wohl zuverlässigen Vorlage vorwerfen, nicht aber Willkür im Sinne eines ganz eigenen Gestaltungswillens. Über die ergänzten Verse mag man heute anders denken, aber allein durch sprachliche Normalisierung und die Verbesserung offensichtlicher Fehler, die sich etwa aus dialektalen oder paläographischen Eigenheiten ergeben, und vor allem mit Hilfe des breiten Vergleichsmaterials, das die weiteren Werke Konrads von Würzburg bieten, oft auch in alter und sehr guter Überlieferung, lässt sich der Text in seiner wahrscheinlichen Gestalt des späten 13. Jahrhunderts recht verlässlich herstellen.

---

auf seiner Ergänzung!), das Attribut *mære* ist aber mehrfach auch in der Handschrift bezeugt.

<sup>48</sup> Weitere Beispiele bei Runow 2022 (Anm. 29), S. 395f.

<sup>49</sup> Vgl. Holger Runow: Edition als Revision zwischen ‚alter‘ und ‚neuer‘ Philologie. Zu einer Neuausgabe von Konrads von Würzburg *Partonopier* und *Meliur*. In: Textrevisionen. Beiträge der Internationalen Fachtagung der Arbeitsgemeinschaft für germanistische Edition, Graz, 17. bis 20. Februar 2016. Hrsg. von Wernfried Hofmeister und Andrea Hofmeister-Winter unter redaktioneller Mitarbeit von Astrid Böhm. Berlin, Boston 2017, S. 33–46, hier S. 45f., sowie Runow 2022 (Anm. 29), S. 396f.

### 3. Konstruktion: Die *Metamorphosen*-Übersetzung Albrechts von Halberstadt

Das Streben nach dem verlorenen Ursprungstext ist ja für viele Editoren des 19. Jahrhunderts nicht ungewöhnlich. Bartsch aber verfolgte dieses Ziel mit ganz besonderem Eifer, und zwar namentlich auch dort, wo die Voraussetzungen noch ungleich ungünstiger als etwa beim *Partonopier* sind. Das zeigt sich am eindrücklichsten in der wohl prekärsten aller Editionen von Bartsch, nämlich jener bereits zehn Jahre zuvor erschienenen (Teil-)Ausgabe der *Metamorphosen*-Übersetzung Albrechts von Halberstadt.<sup>50</sup> Der Text, um 1200 am Thüringer Landgrafenhof entstanden, ist nur in wenigen Bruchstücken überliefert,<sup>51</sup> von denen die ersten Germanistengenerationen noch keine Kenntnis hatten. Bezeugt war er bis dato in deutlich umgearbeiteter Form lediglich durch Jörg Wickram (Erstdruck 1545), der, weil er nicht hinreichend Latein konnte, anstelle des Ovid'schen Originals den mittelhochdeutschen Text Albrechts zur Grundlage seiner Nachdichtung machte.<sup>52</sup> Wickram hatte nur dessen Prolog in (einigermaßen) ursprünglicher Form dargeboten, um daran einmal die alte Sprachgestalt der mittelhochdeutschen Verse vorzuführen, die *doch mit solchem alten teütsch und kurtzen versen gemacht [seien], so daß sie mit keynem verstand gelesen mögen werden*. Den Rest des Textes hat er hingegen im Sinne der Verständlichkeit für seine Zeitgenossen schonungslos modernisiert. Wie Wickram in der Vorrede weiter bekennt, hat er die alten Verse *nit alleyn geendert oder corrigiert, sunder gantz von neuwem nach meinem vermögen inn volgende ordnung brocht [...]*,<sup>53</sup> d. h. er hat sie nicht allein normalisiert oder bloß sprachlich geglättet, sondern tatsächlich nach seinem Verständnis und Vermögen neu gedichtet. Im Hinblick auf die zugrundeliegende Dichtung Albrechts von Halberstadt musste ein solches Bekenntnis bedeuten, dass diese in ihrer ursprünglichen Gestalt unwiederbringlich verloren war. So sollte man jedenfalls meinen.

Den mittelhochdeutschen Prolog kannte man seit Haupts kritischem Abdruck 1843 in der von ihm zwei Jahre zuvor begründeten und herausgegebenen *Zeit-*

<sup>50</sup> Bartsch 1861 (Anm. 6).

<sup>51</sup> Zu Text und Autor vgl. Karl Stackmann: Albrecht von Halberstadt. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage unter Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter hrsg. von Kurt Ruh, Gundolf Keil, Werner Schröder, Burghart Wachinger und Franz Josef Worstbrock. Bd. 1. Berlin 1978, Sp. 187–191.

<sup>52</sup> Georg Wickrams Werke. Bd. VII/VIII: Ovids Metamorphosen. Hrsg. von Johannes Bolte. Tübingen 1905/1906 (Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart. 237, 241); Nachdruck Hildesheim, New York 1974. – Zu Wickrams *Metamorphosen*-Bearbeitung vgl. zuletzt Daniel Pachurka, Arne Schumacher: *Verenderung der Gestalten*. Das Buchkonzept von Jörg Wickrams Ausgabe der ‚Metamorphosen‘ Ovids (1545) im Spiegel der Götterdarstellung. In: Frühmittelalterliche Studien 53, 2019, S. 383–401 und Tafel XXVII–XXX.

<sup>53</sup> Wickram, Werke Bd. VII (Anm. 52), S. 4 (beide Zitate).

*schrift für deutsches Altertum.*<sup>54</sup> In einer ersten Untersuchung hatte 1851 Jacob Grimm Überlegungen zur möglichen Gestalt von Wickrams mittelhochdeutscher Vorlage angestellt, dabei aber zugleich gewarnt: Es „würde ein versuch das ganze gedicht wieder herzustellen bei der grossen unsicherheit in vielem einzelnen und wegen der masse, die dreifach stärker als im Engelhart zu bewältigen wäre, unfruchtbar und langweilig sein.“<sup>55</sup> Und doch, so sagt er gleich im nächsten Satz, fehle nicht jede Perspektive, denn „einzelne stellen und verse sind mit einiger mühe noch einzurenken und das gedicht verdient auf jeden fall grössere aufmerksamkeit [...].“<sup>56</sup> – Ein Satz, der offenbar ganz geeignet war, einen Philologen wie Bartsch, der mit seinem Verständnis von Textkritik gerade solche Mühen nicht scheute, anzuregen, ja herauszufordern. In einem Brief an Jacob Grimm wird er sich später zur Gewagtheit seines Unternehmens bekennen, doch betont er durchaus stolz:

es lag zugleich ein eigentümlicher Reiz in diesem Wagnisse. Und ich bereue es nicht, wenn ich die Freude in Anschlag bringe, die ich bei der Ausarbeitung des Buches empfand, wenn es mir gelang manchmal unter dem wickramischen Schmutz ein Goldkörnchen zu entdecken.<sup>57</sup>

Bartsch hatte spätestens um 1858 begonnen, sich mit Albrecht von Halberstadt zu befassen, aber wohl vornehmlich aus literar- und sprachhistorischem Interesse. Eine Ausgabe jedenfalls, so versicherte er Pfeiffer in einem Brief, plante er nicht.<sup>58</sup> 1859 zeigte dann aber Wilhelm Leverkus den ersten Fund eines alten Fragments aus einer Handschrift des späteren 13. Jahrhunderts von Albrechts Text an (heute: Fragment B).<sup>59</sup> Man möchte meinen, es wäre diese Entdeckung

<sup>54</sup> Moriz Haupt: Die Vorrede Albrechts von Halberstadt. In: *Zeitschrift für deutsches Altertum* 3, 1843, S. 289–292.

<sup>55</sup> Jacob Grimm: Albrecht von Halberstadt. In: *Zeitschrift für deutsches Altertum* 8, 1851, S. 397–422, hier S. 401. – Konrads von Würzburg *Engelhard* bildet deswegen einen wichtigen Referenzpunkt, weil er ebenfalls nur in frühneuhochdeutscher Sprache in einem Druck des 16. Jahrhunderts erhalten ist, allerdings in einem Zustand, der eher mit der Riedegger *Partonopier*-Handschrift vergleichbar ist und eine immerhin hinlängliche Grundlage zur Rekonstruktion des Textes bietet; vgl. dazu die Einleitung von Ingo Reiffenstein in der *Engelhard*-Ausgabe (Anm. 45), S. V–XII.

<sup>56</sup> Grimm 1851 (Anm. 55), S. 401; es folgt der Vorschlag, man möge doch begabte Schüler zur Übung solche Wiederherstellungsversuche anstellen lassen.

<sup>57</sup> Briefwechsel der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm mit Karl Bartsch, Franz Pfeiffer und Gabriel Riedel. Hrsg. von Günter Breuer, Jürgen Jaehrling und Ulrich Schröter. Stuttgart 2002, hier S. 50f. (Nr. 26 vom 24. Mai 1861).

<sup>58</sup> Vgl. den Hinweis in einem Brief an Pfeiffer vom 22. Februar 1859 (Anm. 19, S. 53, Nr. 32): „[...] ich stecke bis an die Ohren in einer Arbeit über – Albrecht von Halberstadt. Sie werden sich über diesen Stoff wundern, es ist in der That ein kühner Griff: aber fürchten Sie keine Ausgabe.“

<sup>59</sup> Wilhelm Leverkus: Aus Albrechts von Halberstadt Übersetzung der Metamorphosen Ovids. In: *Zeitschrift für deutsches Altertum* 11, 1859, S. 358–374. – Bis heute sind fünf Fragmente dieser Handschrift bekannt; Überblick bei Stackmann 1978 (Anm. 51), Sp. 189.

gewesen, die für Bartsch den entscheidenden Anstoß gab, die Rekonstruktion von großen Teilen der mittelhochdeutschen *Metamorphosen* doch in Angriff zu nehmen. Im Vorwort seiner 1861 erschienenen Ausgabe hingegen bekennt er, dass er den Entschluss schon davor gefasst habe. Das Vorwort gibt wichtige Einblicke in Bartschs methodisches Denken, und es ist ein wichtiger Baustein für das Verständnis seines philologischen Credos, das späterhin auch im *Partenopier* zu erkennen ist und weithin seine Arbeitsweise bestimmt. Dabei fällt gleich eingangs ein interessantes Paradox auf. Angesichts des frisch entdeckten alten Textfragments gibt Bartsch nämlich zu: „Das Bruchstück erhöhte die Schwierigkeiten statt sie zu mindern,“ – als wäre also die Textkritik besser beraten gewesen ohne die Altbezeugung?! – „denn es ergab die Vergleichung mit Wickrams Texte, dass nur etwa die Hälfte der alten Reime vom Bearbeiter beibehalten war, die übrigen aber so entstellt sind, dass auch die scharfsinnigste Kritik das Echte mit Sicherheit aufzufinden nicht im Stande wäre.“<sup>60</sup> Für jeden anderen wäre dies eine klare Bankrotterklärung der Möglichkeiten der Textkritik gewesen. Nicht so für Bartsch, für den ein solcher Befund offenbar umso mehr Anlass und Ansporn ist, um im fleißigen Durchgraben des gesamten verfügbaren Materials nach jenen Gründen zu fragen, „aus welchen Wickram die Reime und Ausdrucksweise seines Vorbildes änderte“,<sup>61</sup> um daraus gewissermaßen seinen *modus operandi* zu ermitteln, auf dessen Basis er dann die Beschaffenheit der Vorlage zu abstrahieren hoffte. So machen vergleichende Untersuchungen zu Sprache, Metrik und Stil einen guten Teil der Vorstudien aus, aus denen Bartsch Regeln oder Tendenzen ableiten kann, die Wickrams Umarbeitung bestimmen.<sup>62</sup> Auf dieser Grundlage formuliert er die Stoßrichtung seiner Art der Kritik: „Das Ziel, welches ich in meiner Herstellung zu erreichen trachtete, war nichts zu geben was der Mundart des Dichters widerstrebt, was Albrecht nicht hätte schreiben können.“ Aber weiter: „Dass er in jedem einzelnen Falle wirklich so geschrieben, dies mit Bestimmtheit behaupten zu wollen wäre thöricht.“<sup>63</sup>

Ungeachtet der Kühnheit des Unternehmens hat er tatsächlich allein auf der Grundlage der knapp 380 erhaltenen mittelhochdeutschen Verse, die ihm zur Verfügung standen, zwar nicht den gesamten Wickram'schen Text, aber mit rund 10800 Versen etwas mehr als die Hälfte davon, in ein thüringisches Mitteldeutsch der Zeit um 1200 „zurückübersetzt“, oder vielleicht sollte man besser sagen: retro-neugedichtet. Wie sehr er dabei vielleicht im Trüben fischte, ja zum Scheitern verurteilt war, das war ihm vollständig bewusst. Es trotzdem zu wagen, das ist das eigentlich Bemerkenswerte am Philologen Bartsch.

<sup>60</sup> Bartsch 1861 (Anm. 6), S. V.

<sup>61</sup> Ebd.

<sup>62</sup> Vgl. Bartsch 1861 (Anm. 6), bes. S. CXXXIV–CXXXIX. – Dazu gehört im Ergebnis, das in vielem auch heute noch Gültigkeit beanspruchen kann, etwa, dass Wickram die thüringischen *n*-losen Infinitive meidet; dass er die Metrik dem Usus des 16. Jahrhunderts entsprechend nach dem silbenzählenden Prinzip umbildet und eine Vorliebe für stumpfe gegenüber klingenden Kadenzzen hat (welche im alten Text deutlich zahlreicher sind); dass er wörtliche Rede und die Ich-Rede des Erzählers vermeidet usw.

<sup>63</sup> Bartsch 1861 (Anm. 6), S. V (beide Zitate). Hervorhebung im Original durch Sperrung.

Der Nachweis des Scheiterns ließ nicht lange auf sich warten. Nur vier Jahre nach Erscheinen der Ausgabe veröffentlichte August Lübben<sup>64</sup> ein neu aufgefundenes zweites Fragment derselben alten Handschrift (heute: Fragment A), die somit einen Vergleich von Bartschs Rekonstruktionsversuchen mit Wickrams tatsächlicher Vorlage erlaubte. Dieser offenbart, was man eigentlich nur als Desaster bezeichnen kann. Das sei hier exemplarisch anhand einer Textpassage illustriert. Sie stammt aus der Philomela-Erzählung (Ovid, Metamorphosen 6,424–674): Tereus' Ehefrau Prokne bekommt Sehnsucht nach ihrer Schwester Philomela, die in der Ferne bei ihrem Vater Pandion ist. Tereus fährt los, um sie zu holen (später auf der Heimreise wird er sie vergewaltigen). Die Verse erzählen von Tereus' Ankunft beim Schwiegervater. Zunächst der Wickram'sche Text:

*Wickram 6,928–949<sup>65</sup>*  
 Sobald sein schweher nun vernam,  
 Das sein tochtermann gfären kam  
 Und daß er in heymsuchen wolt,  
 Do thet er, als er billich solt,  
 Frölich empfieng er seine gest,  
 Grüst sie, so er mocht uff das best.  
 Tereus saumet sich nit lang  
 Und sagte gleich an dem anfang,  
 Was d ursach seiner zükunfft wer,  
 Und sagt: ,Her schweher, ich beger,  
 Wölt mich geweren meinerbett.  
 Mein weib mich zü euch gschicket hett,  
 Welche ist ewer eygen kindt,  
 Und bitt euch, das ir ihr vergünt,  
 Das Philomela mit mir far,  
 Ir schwester, (darum komm ich har)  
 Welche auch ewer tochter ist.  
 Drumb versprich ich euch sonder list,  
 Mit geschwornem eyd ich mich verpfent,  
 Das ich sie wider bring behendt  
 Alher inn ewer königrich.  
 Druff wil mein ehr verpfenden ich.'

Die folgende Synopse stellt Bartschs Versuch der Rückübertragung dem dann aufgetauchten, tatsächlich überlieferten, Albrecht'schen Text aus Fragment A gegenüber. Das ermöglicht einerseits einen genauen vergleichenden Blick auf Bartschs mutig-prekäres Vorgehen, vor allem aber zeigt es eindrücklich, wie sehr er im Einzelnen dabei falsch lag, oder anders gesagt: wie wenig Wickrams

<sup>64</sup> August Lübben: Neues Bruchstück von Abrecht von Halberstadt. In: Germania 10, 1865, S. 237–245. Interessanterweise erwähnt Lübben Bartschs Ausgabe mit keinem Wort.

<sup>65</sup> Wickram, Werke VII (Anm. 52), S. 278f.

Nachdichtung als Grundlage für eine Rekonstruktion des mittelalterlichen Textes taugen konnte. Zur Verdeutlichung ist im Abdruck des Bartsch-Textes fett hervorgehoben, was so nicht bei Albrecht von Halberstadt steht (und auch bei Wickram nicht immer zu finden ist), unterpunktet sind einzelne Worte, die bei Albrecht zumindest in der Nähe zum betreffenden Vers wiederzufinden sind.

*Bartsch XVI, 25–42<sup>66</sup>*

Dô der sweher **sîn** vernam,  
daz **sîn** **tochterman** quam,  
**und in heimsûchen** wolde,  
dô tete er als er solde,  
**und emphie die** geste  
**als er mochte** beste.  
Tereus **ensûmde** lange.  
**sân** **nâch dem** antvange

seite er **sînem swêre**,  
**durch waz er** kommen wêre.  
,ûwer **tochter, mîn wîp**,  
**gert daz ir** swester **lip**  
**Philomélâ** mit mir var:  
**des kumen ich** selbe dar.  
ich swer **û daz mit eide**,  
**daz ich sie aber leide**  
**heim zu ûwerm lande:**  
**des stê mîn êre zu phande.**‘

*Albrecht, Frgmt. A, 24–42<sup>67</sup>*

Do] der sweher vernam,  
da]z sin eidem dare quam,  
Er] in gesehen wolde.  
do] tet er, als er solde;  
Er] grûzte sine geste,  
di]e snoden vnde die beste,  
Mi]t sconem antfange.  
do] ne redete nicht lange  
Te]reus die krumbe,  
er] en sagete, war vmbe  
Er] dar komen were.  
,di]ch lazet biten sere  
Di]n tochter uz der mazen,  
d]az du sie wellest lazen  
Ir swester gesehen.  
mach unser wille geschehn,  
Wiltu dar an genenden,  
daz wir sie heim senden  
In kurzen tagen beide,  
daz swer ich bi dem eide.‘

Spätestens jetzt musste sich die Frage stellen, welchen Wert Bartschs Edition noch haben konnte.<sup>68</sup> Strengen philologischen Prinzipien konnte das Ergebnis nicht standhalten, diese Form der Textkritik – sofern man hier überhaupt noch davon sprechen kann – hatte sich als zu spekulativ und letztlich erfolglos erwiesen.

#### 4. Philologie als Fähigkeit, sich ‚in die Texte hineinzuleben‘

Karriereschädigend war dieser Fehlgriff für Bartsch indes nicht. Und auch sein methodischer Umgang mit mittelalterlicher Textüberlieferung hat sich dadurch nicht etwa grundlegend geändert. Sein Verfahren mit Albrecht von Halberstadt

<sup>66</sup> Bartsch 1861 (Anm. 6), S. 108; Schaft-s (f) ist aufgelöst zu rundem s.

<sup>67</sup> Text nach Wickram, Werke VII (Anm. 52), S. 278f. im Apparat.

<sup>68</sup> Er ist nicht in der Edition zu suchen. Der eigentliche Wert des Buches ist ein literaturgeschichtlicher, der unbedingt zu würdigen ist, nämlich die breite und unglaublich materialreiche Darstellung zu „Ovid im Mittelalter“, die der Buchtitel ankündigt. Auch die sprachlichen und stilistischen Untersuchungen behalten in methodischer Hinsicht durchaus ihren Wert.

ist im Gegenteil gerade deswegen so interessant, weil sich hier, vielleicht nicht zum ersten Mal, aber jedenfalls am deutlichsten beim jungen Bartsch – bei Abschluss der Arbeiten an seinem Albrecht von Halberstadt ist er erst 28 Jahre alt – zeigt, was für sein ganzes Forscherleben bestimmend bleibt, nämlich ein drängendes Streben, ja eine wahre Sehnsucht nach jenen Kategorien, welche die heutige Neophilologie so vehement in Frage gestellt hat: nach dem Echten, dem Originalen, eben nach dem *einen* ursprünglichen Text des Autors. Die wenigen, aber signifikanten Bemerkungen Bartschs zum unerreichbaren und letztlich in ihrem Bewusstsein der Fehlbarkeit doch wiederum bescheidenen Ziel seiner Ausgaben sind umso wertvoller, als er seine Methode zwar stets angewendet und vorgeführt, niemals aber als solche entwickelt und ausformuliert hat – wie ja auch die ‚Lachmann’sche Methode‘ immer schon als solche erkennbar war, erst durch Paul Maas oder Sebastiano Timpanaro aber eine zusammenhängende Darstellung fand.<sup>69</sup>

Ganz explizit und in besonders prägnanter Form hat Bartsch sein editorisches Selbstverständnis später und an eher entlegenem Ort zusammengefasst, nämlich in einer recht scharfen Rezension<sup>70</sup> zu Franz Lichtensteins *Tristrant*-Ausgabe.<sup>71</sup> Daraus seien abschließend einige einschlägige Passagen zitiert. Der Fokus soll hierbei ganz auf Bartschs eigenen methodischen Prinzipien liegen, nicht weiter eingegangen wird auf die Polemik gegen Lichtenstein. Die Sätze lesen sich dann umso mehr wie ein philologisches Credo, in dem Bartsch die leitenden Prinzipien zu erkennen gibt, denen seine Editionen wie auch seine kritischen Studien und Rezensionen stets verpflichtet waren:

Es ist ein allgemeiner Grundsatz der Kritik, daß da, wo eine Textstelle aus sachlichen oder sprachlichen, stilistischen oder metrischen Gründen Anstoß oder Anlaß zum Verdacht bietet, das Recht der Besserung eintritt. Wo die vorhandenen Quellen und Hilfsmittel nicht ausreichen, sondern einen mangelhaften Text bieten, ist es Pflicht des Herausgebers ihn zu bessern. Die Auslassung und Entstellung von Worten durch die Schreiber nötigt einer großen Zahl unserer alten Texte gegenüber zu Conjecturen. Je nach der Art des Falles wird das Richtige leichter oder schwerer zu finden sein. Die Thatache, daß in Conjecturen [...] die Herausgeber und Kritiker sehr von einander abweichen, zeigt, wie schwer es oft ist, objektiv überzeugende und zwingende Resultate zu gewinnen. Dadurch soll und darf sich aber die Kritik nicht abschrecken lassen; sie muß überall, wo sie etwas als entstellt erkannt hat, Hand anlegen. Das Mangelhafte kann sich aber auch auf ganze Satztheile, halbe und ganze Verse erstrecken. Da wird Hr. L. [...] vom Standpunkte seiner ‚conservativen Textbehandlung‘ es vorziehen, lieber Lücken zu lassen als die Leser ‚mit Versen eigenen Fabrikates‘ zu beglücken. Ich denke

<sup>69</sup> Paul Maas: Textkritik. 4. Auflage. Leipzig 1960; Sebastiano Timpanaro: Die Entstehung der Lachmannschen Methode. Hamburg 1971.

<sup>70</sup> Karl Bartsch: Kritische Glossen zu einem unkritischen Texte. In: Germania 27, 1882, S. 359–367.

<sup>71</sup> Eilhart von Oberge. Hrsg. von Franz Lichtenstein. Straßburg 1877 (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker. 19).

darüber anders [...].<sup>72</sup> Ich rühme mich dessen, und glaube, daß nicht jeder Philologe [...] solch einen Text herzustellen vermocht hätte. Im *Partonopier* habe ich eine beträchtliche Anzahl vom Schreiber ausgelassener Verse ergänzt, und ich denke, bei den meisten werde ich das richtige getroffen haben. Es ist nun in der Sache gar kein Unterschied, ob etwas in einem Texte abgeschnitten, ausgelassen, oder durch Änderungen des Schreibers entstellt worden. Daß etwas weggeschnitten, sieht auch das blödeste Auge; Auslassungen erkennt schon nicht jeder; und ob ein Text entstellt und corrumpt ist, noch weniger. In allen Fällen ist das Echte verloren; es zu finden, Aufgabe der Kritik.<sup>73</sup>

Bezeichnend ist hier, dass Bartsch bei Textverderbnissen unterschiedlichster Art – mechanischer Textverlust, Auslassungen, textkritische Korruptelen (also etwa Abschreibefehler, Interpolationen etc.) – keinen methodischen Unterschied sieht, wie er als Editor damit umzugehen hat: Immer steht das eine Ziel, die Wiedergewinnung des verlorenen ‚Echten‘, im Fokus seines Interesses. Auch die eigene Fehlbarkeit wird hier erneut reflektiert, die jedoch kein Hemmnis darstellt, sondern hinzunehmen sei angesichts des „Recht[s] der Besserung“ und der „Pflicht“ zur Konjektur. Zur Verdeutlichung bezieht Bartsch sich auf Moriz Haupts Bearbeitung der *Marter der Heiligen Margareta*,<sup>74</sup> bei der dieser angesichts „der argen Entstellung“ bekannt hatte: „zuweilen mögen meine Vermutungen nicht kühn genug sein, öfter zu kühn“. Bartsch nimmt das verallgemeinernd auf: „Daß in diese Lage jeder kommen wird und muß, liegt in der Natur der Sache, kann aber die Berechtigung solcher Versuche nicht in Frage stellen.“<sup>75</sup> Und an späterer Stelle formuliert er geradezu sentenzhaft: „Die Schwierigkeit, die Verderbniß des Textes zu heben, kann die Richtigkeit des Princips nicht gefährden.“<sup>76</sup>

Mit Bezug auf Jacob Grimms Versuche, „Ratperts [lat.] Leich auf den hl. Gallus in seine ahd. Urform zurückzuübertragen“, äußert Bartsch schließlich eine bekenntnishaft sehnsgütige Überzeugung, die man in den oben vorgestellten Editionen des *Partonopier* und von Albrechts *Metamorphosen* auch tatsächlich ins Werk gesetzt findet:

Gesetzt, es hätte sich ein Philologe so in unsere ahd. Sprache und deren dichterischen Stil hineingelebt, daß er im Stande wäre, unter Zugrundelegung des lat. Textes das Ahd. frei zu reproduciren – ich würde das nicht eine unwissenschaftliche Spielerei, ich würde es ein kleines philologisches Kunstwerk nennen.<sup>77</sup>

<sup>72</sup> Es folgt ein knapper Hinweis auf Studien, in denen Bartsch entsprechend vorgegangen ist. – Vgl. u. a. seine Rezension zu Joseph Diemers *Genesis* und *Exodus* (*Germania* 8, 1863, S. 247–252).

<sup>73</sup> Bartsch 1882 (Anm. 70), S. 359f. – Zu Lichtenstein vgl. den Beitrag von Norbert Kössinger in diesem Band; zu ebendieser Passage siehe dort bei Anm. 74.

<sup>74</sup> Moriz Haupt: Die Marter der Heiligen Margareta. In: *Zeitschrift für deutsches Altertum* 1, 1841, S. 151–193, hier S. 152.

<sup>75</sup> Bartsch 1882 (Anm. 70), S. 362.

<sup>76</sup> Ebd., S. 365.

<sup>77</sup> Ebd., S. 363.

Damit ist vielleicht am treffendsten Bartschs Antrieb benannt: Stets hat er daran gearbeitet, sich in die Texte ‚einzuleben‘. Er verband dabei Philologie mit einem genuin dichterischen Gespür für die Texte und mit eigenem quasi künstlerischem Anspruch; philologisches Ursprungsstreben trifft sich hier mit dichterischer Kreativität.<sup>78</sup> So hatte es ihm auch Wilhelm Wackernagel in einem Dankesbrief für den Albrecht von Halberstadt bescheinigt, aus dem Bartsch, nun trotzig-stolz an Lichtenstein gerichtet, zitiert:

[...] Ihr Albrecht setzt mich ganz eigentlich in Verwunderung durch die Kühnheit des Unternehmens und durch das schöne Gelingen, das Ihre Kühnheit gekrönt hat. [...] und bin jedesmal bis zum Jauchzen erstaunt gewesen, wie gut Sie es getroffen, gut wie es keiner getroffen, der bloß Grammatik oder bloß Belesenheit oder bloß dichterischen Sinn besessen hätte.<sup>79</sup>

Mit dieser Beobachtung zur seltenen Mischung von grundständigster philologischer Bewandtheit („Grammatik“) auf der breitest möglichen Kenntnis der (nicht nur) mittelalterlichen Literatur („Belesenheit“), die mit genuin „dichterische[m] Sinn“ glücklich gepaart ist, hat Wackernagel wohl tatsächlich eine treffende Formel zur Beschreibung für das Phänomen Karl Bartsch gefunden. Desse[n] besonderes Talent, sich gewissermaßen immersiv-philologisch in die Texte ‚hineinzuleben‘, gründet auf ebendieser besonderen Mischung. Eine Fähigkeit, die durchaus Blüten getrieben hat, welche man auch kritisch zu hinterfragen hat und denen sich mit allem Recht wissenschaftliche Bedenken entgegenstellen. Und doch ist es eben erst dieser kreative wie wagemutige Trieb, der Bartsch zu enormer Produktivität befähigte, und zwar nicht nur bei den hier speziell beleuchteten prekären Fällen, sondern insbesondere auch dort, wo er auf der Grundlage solider und breiter Überlieferungsbefunde arbeiten konnte und dabei oft Erkenntnisse von bleibendem Wert geschaffen hat. Das alles wird man zur Beurteilung des philologischen Werks unbedingt beherzigen müssen, wenn man heute die Editionen von Karl Bartsch benutzt. Darin enthalten ist sicher auch eine Warnung, eine Ermahnung zur besonderen Aufmerksamkeit im Einzelfall. Aber insgesamt verdienen seine editorischen Leistungen höchsten Respekt, manchmal vielleicht auch einfach staunende Bewunderung.

<sup>78</sup> Vgl. Karl Julius Schröer: Erinnerungen an Karl Bartsch. In: Germania 33, 1888, S. 59–64, hier S. 63: „Gewiß stand auch seinen textkritischen Arbeiten die nachschaffende Gabe des Dichters zur Seite.“ – Auch Reinhold Bechstein betont in seinem Nachruf auf Bartsch (s. o. Anm. 23, hier S. 75f.) den Stellenwert „der natürlichen Begabung, die der kritische Herausgeber für seine zum Theil künstlerische Aufgabe mitbringen muß. [...] Besonders kam ihm seine classisch-philologische Schule und sein eigenes Dichtertalent zu Gute.“

<sup>79</sup> Bartsch 1882 (Anm. 70), S. 360.